

**von Helga Peskoller**

In vier Schritten – *Sturz, Stimmung und Zufall, Energieüberschuss und innere Erfahrung, die Sanftmut nähren: abseits vom Glück* – sammelt das Folgende aus einer erlebten Erinnerung weitere Bausteine für eine kleine Theorie des Überlebens.<sup>1</sup>



über

<sup>1</sup> Vgl. Peskoller 2008.



Helga Peskolier, geb. 1956, lebt in Hall i. Tirol und ist Prof.in für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Historische Anthropologie und Ästhetische Bildung an der Universität Innsbruck.

Die Logik ist zwar unerschütterlich,  
aber einem Menschen, der leben will,  
hält sie nicht stand.

Franz Kafka

# mut

## Der Sturz

Als etwa fünf Meter über mir, lautlos, in einer Art Embryohaltung, langsam wie in Zeitlupe, ein Körper durch die Luft fiel, streckte ich, auf einem Sims stehend und nur eine Armlänge entfernt, die Hand nach ihm aus, zog sie aber wieder zurück, um dann dem Sturz, alles in allem rund 40 Meter, mit dem Blick bis zum Ende zu folgen, wo er, ohne vorher aufzuschlagen, gegen einen tischgroßen Fleck nasser Erde prallte, der Kopf dreiermal nachfederte und danach war es still.

Nach einem ersten Moment der Starre brach ein Sturm in mir los. Vieles schoss mir gleichzeitig durch den Kopf, auch das, was ich je über Bergunfälle gehört und gelesen hatte. Der Bruder des Abgestürzten befand sich am nächsten der Unfallstelle und als er sein Ohr an dessen Gesicht hielt und lauthals nach oben schrie, dass er noch atme und lebt, trat jeder von uns, beinahe wortlos und wie automatisch in Aktion.

Der Kletterpartner des Bruders sprang ins Tal, um Hilfe zu holen. Ich kletterte zu Michael hinunter, um ihm beizustehen, sein Bruder hinauf zur Hütte, um Wolldecken und eine Plastikplane zu holen, die neben der Hütte über einem Holzstoß lag. Zurück, fassten wir den Verunfallten bei den Händen und Füßen und versuchten, ihn aus der Erde heraus auf eine etwa eineinhalb Meter entfernte Steinplatte zu heben, was nur mit größter Mühe gelang, weil die 70 Kilo im bewusstlosen Zustand gefühlt fast das Doppelte wogen, wir auch nicht um die Art und den Grad der Verletzungen wussten, daher zögerten, einfach nur zuzupacken.

Während es erneut zu regnen, aber noch bevor es zu blitzen und donnern begann, lag er in zwei Decken gewickelt auf festem Grund. Sein Bruder kletterte zur Hütte hinauf, um nach einem Regenschirm zu suchen und als er tatsächlich mit einem zurückkam und ihn aufgespannt zum Schutz für die Nacht mir in die Hand drückte, schüttete es bereits wie aus Kübeln. Ein Blitz nach dem anderen zerriss die Nacht, ich zählte die Abstände bis zum Donner, die immer kürzer wurden, bis sich das Gewitter direkt über uns entlud. In diesen Lärm hinein versuchte ich weiter Michael atmen zu hören und mit ihm unentwegt zu sprechen, damit er nicht unbemerkt sich aus dem Leben schlich.

Derweil postierte sich sein Bruder wieder oben, in der Nähe der Hütte, um nach Zeichen der Hilfe aus dem Tal Ausschau zu halten. Dass bei diesen Verhältnissen ein Hubschrauber fliegt, daran wagte kaum wer zu glauben, umso quälender der Gedanke, dem Boten könnte etwas zugestoßen sein, es war dunkel, das Gelände unwegsam, die zu bewältigende Strecke lang, Normalgezeit 3 1/2 Stunden, er trug eine Brille mit neun Dioptrien, der Boden war rutschig, dazu die Blitze.

Ich wartete mit Michael, der außer atmen keine Reaktionen zeigte, inmitten einer wild gewordenen Natur stundenlang auf Hilfe von außen. Seinen Oberkörper an mich gelehnt, den Kopf seitlich leicht geneigt von meinem rechten, abgewinkelten Arm gehalten, begann ich nach und nach zu begreifen, dass hier, an diesem abgelegenen Ort, auch **sterben etwas** Natürliches wäre.

## Stimmung und Zufall

Der Unfall ereignete sich Mitte September 1992 gegen 17 Uhr 30 in unmittelbarer Nähe der **Neuen Reutlinger Hütte**, eine kleine, auf 2.395 Meter zwischen Tirol und Vorarlberg gelegene, mit Holzschindeln gedeckte Unterkunft für Selbstversorger. Tags zuvor hatten wir sie von **Langen** aus erreicht. Es war schwül, das Gehen fiel schwer, aber oben auf den **Almen frische** es auf, wir legten einen Gang zu und kamen kurz vor halb acht ans Ziel. Wir versuchten Feuer zu machen, was nicht auf Anhieb gelang, weil das Wetter drückte und zunächst nur Rauch sich entwickelte, der im Hals kratzte, aber dann stellte sich dieses wohlige Gefühl ein, das ich meistens auf Hütten habe, weil selbst auf einer aufgewachsen.

Wir stellten den Wasserkessel auf, machten Tee, ein wenig Glühwein, dazu Schwarzbrot, Käse, grünen Paprika und ein paar Tomaten aus dem Rucksack. Danach sprachen wir übers Klettern, diskutierten zur Frage der Verantwortung der Intellektuellen bei Pierre Bourdieu und über Jean-Luc Godards letzten Film. Wir legten uns hin, es gab nur einen Raum, alles spielte sich in der Küche ab, durch die der Länge nach ein Strick gespannt war, über den wir unsere verschwitzten Kleider hängten.

Der Schlaf war mäßig und am nächsten Morgen brachen wir nach einem bescheidenen Frühstück Richtung **Pfunzspitze** auf. Das ist ein Berg mit drei Gipfeln, an der höchsten Stelle 2912 Meter und mit einer Anzahl schöner Felsklettereien. Welche von denen wir damals aussuchten, weiß ich nicht mehr, vermutlich

eine neuere mit wenig Wiederholungen. Weit kamen wir aber nicht, am Einstieg begann es zu regnen, Nebel zog auf und nach der zweiten Seillänge fassten wir nach längerem Hin und Her den Entschluss umzudrehen; morgen wollten wir es nochmals versuchen, seilten ab, packten unser Zeug zusammen, stiegen zur Hütte ab und auf halbem Weg im Kar las ich einen handgroßen Stein in Form einer Pyramide auf mit rauer Oberfläche und gab ihn Michael, zur Erinnerung.

Unten angekommen kochten wir Minestrone, spielten Karten, legten uns dann aufs Ohr, um dem Prasseln auf das Blechdach zu lauschen und dabei mussten wir eingedöst sein, bis plötzlich einer rief: „Raus, ihr faulen Säcke, kein Tropfen Regen mehr, schönstes Wetter!“ Etwas ungläubig schälten wir uns aus den Decken und traten nacheinander ins Freie. Die Sonne stand halbhoch, das Licht war grell, zeichnete scharfe Konturen und während ein kühles Lüftchen aufkam, begann der Fels zu trocknen. Kurzerhand beschlossen wir noch ein wenig klettern zu gehen, unterhalb der Hütte, wo sich Steinblöcke übereinander stapeln und von schmalen Simsens mit dürren Grasbüscheln durchbrochen sind.

Es war etwa halb drei als wir wärmere Kleider und die Kletterpatschen anzogen, kurz überlegten, ob das Seil mit soll, uns dann aber dagegen entschieden, weil das Schönwetterfenster kurz, die Hütte nah und jeder gut in Form war.

Mit dem Probieren kam die Lust und mit ihr die Konzentration, so dass die Schwierigkeiten gesteigert und die Fallhöhen nicht mehr so genau beachtet wurden. Das hielt gute zwei Stunden so an, wurde mit scherzhaften Kommentaren für ins Stocken geratene, mit anerkennenden für reibungslos durchgezogene Bewegungen bedacht. Der Rhythmus, das Sprechen, das Ausschüteln der Arme auf den Simsens, all das schuf Sicherheit und wir kamen in Fahrt.

Währenddessen verstrich die Zeit, die Sonne senkte sich und verschwand hinter dichter gewordenen Wolken, das Licht war fahl und die Luft spürbar kälter geworden, als unvermittelt, wie aus heiterem Himmel, ein Körper rund fünf Meter über mir, zusammengerollt und der Schwerkraft nach, eine Armlänge neben mir, lautlos in die Tiefe fiel.

**Dieses Bild sieht seither in mir.** Es ist abzurufen durch die Stimmung, die – so meine These – das Geschehene wachhält und in Gang setzte und dabei zweimal auf Unbestimmtes verweist: Kulturgeschichtlich auf das anthropologische Konzept des Abenteurers, das im 12. Jahrhundert ausgearbeitet auf ein „experimentales Handeln“ setzt, das die Vormoderne irreversibel in die Moderne verwandelt. Dabei geht es um exakte Planung, Vorbereitung und Organisation, um dann aufbrechen und den Zufall feiern zu können. Die **Stimmung wiederum** gehört zur allgemeinen Theorie sinnlicher Wahrnehmung und gibt Auskunft über die Beziehung zwischen den Qualitäten der Umgebung und der eigenen Befindlichkeiten.

Das heißt im konkreten Fall, dem Zufall nicht entkommen zu können und auch nicht zu wollen, weil Bestandteil und Beweggrund eines Tuns, das erstmals 1575 als „Bürgsteigen“<sup>2</sup> bezeich-

net Zufälle geradezu anlockt – wegen der Stimmung. Als Verbund von innen und außen sind Subjekt und Objekt in einem Dazwischen miteinander verschränkt, in das man wegen der Fähigkeit wahrzunehmen und zu empfinden immer schon eingetaucht ist. Oder anders gesagt: Auf Außen bezogen – das können Menschen, Tiere, Pflanzen, Dinge, Nebel, Wind und Wetter sein – und inwendig fühlend, erzeugt die Stimmung eine **transindividuelle Erfahrung**, in der man sich selbst, mit der Umgebung aufs Engste verbunden, immer schon überschritten hat.

### Energieüberschuss und innere Erfahrung

Die erzählte Geschichte hat Anfänge und Vorgeschichten mit einem nie enden wollenden Echo, ähnlich dem Geburtsblitz, der unsichtbar am Himmel stehen bleibt und in dessen Schein wir unbemerkt zeitlebens weitermachen.<sup>3</sup>

**Ein Anfang** liegt auf dem kleinen Balkon einer Innsbrucker Studentenbude, wo gegen Mittag bei föhniger Stimmung, Tee und Kokoskuchen mit Palmzucker die Idee aufkam, zur Pflunzspitze klettern zu gehen. Allein schon der Name sorgte für Unterhaltung, den Berg selbst kannte niemand, irgendwo lag ein Gebietsführer herum, über den wir ihn ausfindig gemacht hatten, dann ging es schnell, wir lasen die Beschreibung, packten die Klettersachen zusammen, verstauten alles in einem rostigen Opel Karavan, holten Zündhölzer, Stirnlampe, Lebensmittel, Bücher für drei, vier Tage und ein zweites Doppelseil noch aus meiner Wohnung und nach eineinhalb Stunden Fahrtzeit lag der Arlberg hinter und der lange Anstieg zur Hütte vor uns.

Soll *theoretisch* gefasst werden, was praktisch geschah, sprich wie aus einem launigen Balkongespräch eine Erfahrung wurde, die unsere Leben veränderte, drängt sich das Konzept der **Antiökonomie** auf: Bereits der Start geriet nicht nur nach den Regeln der Vernunft, auch nicht nach der Struktur des Abenteurers, er war überstürzt, ohne gute Vorbereitung, vielmehr stolperten wir rücklings in einen dem Augenblick geschuldeten Entschluss, ohne die Folgen zu bedenken oder den Rat meines Vaters, doch das alte Funkgerät aus Hüttenzeiten mitzunehmen. Unser Aufbruch schien einer anderen „Logik“ zu folgen.

Wenn Edgar Morins Beschreibung des Menschen als ein mit Unvernunft begabtes Tier richtig ist<sup>4</sup> und zudem stimmt, was George Batailles zu behaupten wagt, dass die Ökonomie in der Antiökonomie gründet<sup>5</sup> und nicht umgekehrt, dann wäre in aller Kürze gesagt, was es mit dem Sturz, dem Vor- und Nachher auf sich hat: maßlose Selbstverschwendung als Ursache, Wirkung und Folge eines Subjekts am Siedepunkt. Oder anders gesagt: Hier könnte ein Test aufs Exempel stattgefunden haben, **wirklich leben** oder doch eher sterben zu wollen. Denn geht es nach Michel Serres, ist mit der Tatsache, geboren worden zu sein, nicht schon alles getan, sondern will später, aus freien Stücken zumindest einmal noch entschieden und bestätigt werden.<sup>6</sup> Damit einhergeht, folgt man wiederum Batailles, eine innere Erfahrung des Selbstverlusts,<sup>7</sup> die ansatzweise auch die

<sup>2</sup> Lt. Reisebeschreibung des bayrischen Hofpredigers Jakob Rebus bei Pratovechio/ Apennin (vgl. Peskoller 1999, S. 17).

<sup>3</sup> Vgl. Sloterdijk 1988, S. 65. / <sup>4</sup> Vgl. Morin 1994. / <sup>5</sup> Vgl. Batailles 1995. /

<sup>6</sup> Vgl. Serres 1993, S. 15. / <sup>7</sup> Vgl. Batailles 1999.

Zeugen trifft. Die Angst wirkt dabei als Katalysator oder Sprungbrett, um diese Erfahrung der Entgrenzung zu befördern. Was im Untergrund sonst noch am Werke sein mag, ist nur zu ahnen: eine große Sehnsucht nach **konkreter Freiheit**, die sowohl dem Bedürfnis nach Erlösung durch Trennung als auch dem Wunsch nach endgültiger Verbundenheit durch die Auflösung der eigenen Individualität entstammt und zu folgen scheint.

Immer noch saßen wir unter dem Schirm, ohne ihn wären wir fast ertrunken und irgendwann, so gegen zwei Uhr nachts glaubte ich schwach Michaels Bruder durch den dichten Nebel rufen hören: „Sie kommen, ich sehe Lichter und höre Stimmen!“

Sie kamen wirklich, sechs oder sieben Bergrettungsmänner und ein Arzt. Er war nicht vom Dorf, sondern kam aus Deutschland, war nur zufällig als Feriengast in Klösterle und später werden wir erfahren, dass er auch am Hockenheimring seinen Dienst tat, jedenfalls war er kein Bergsteiger, daher dauerte es so lange, er tat sich schwer mit Steigen und Schnaufen, war über 60 und wurde nun zu uns abgeseilt. Mit einer Taschenlampe prüfte er zuerst Michaels Pupillen, schaute mich fest an und sagte: „Er lebt noch.“ Dabei zuckte er mit den Schultern, was für mich bedeutete, dass Hoffnung bestand, aber es knapp werden könnte. Die Retter legten den Verunfallten in eine Trage und zogen diese mittels Flaschenzug nach oben, langsam und umständlich. Oben angelangt, wurde er aus den Decken gewickelt, der Kleider entledigt, blank auf den Küchentisch gelegt und genau untersucht. Auch das dauerte. Ich hatte Sorge, dass in der Hütte passieren könnte, was stundenlang im Freien vermieden wurde – eine Unterkühlung.

Das wusste ich von Franz, der 1981 am Hechenbergpfeiler bei Innsbruck abgestürzt und in der Klink auf dem Operationstisch erfroren war, allerdings hatte das einen anderen Grund, sein Temperaturregelungszentrum war irreparabel beschädigt.

Der Arzt war gefordert, er musste entscheiden, ob der Verletzte transportfähig ist und wenn ja, mit Gebirgstrage oder Helikopter. Da keine Wetterbesserung anzunehmen war und der Zustand des Verletzten sich zusehends verschlechterte, fiel sein Entscheid für den Abstieg, jetzt und so rasch wie möglich. Wir machten uns also auf den Weg. Die Steine waren glitschig und nass die langen Gräser, durch die Bäche über das steile Gelände schossen. Der mit einem Rad ausgestattete, wannenförmige Aluschlitten, in den man den Verletzten gegurtet hatte, wurde gestoßen, gezogen und getragen. Ab und zu kippte der Schlitten um, dann schlug sein Kopf gegen die Steine. Ziemlich genau um halb sieben in der Früh erreichten wir endlich den Rettungswagen, dessen Blaulicht man durch den Nebel schon länger hatte blinken sehen. Auf den letzten 100 Metern glaubte ich ein kurzes Drücken an meinem linken Arm gespürt zu haben, durch Michael, dem ich nie von der Seite wich, das erfüllte mich mit Freude und großer Zuversicht, auch wenn er nicht zu Bewusstsein kam.

Obwohl die Geschichte hier lange noch nicht zu Ende erzählt ist, breche ich ab für ein Resümee.

## Die Sanftmut nähren: abseits vom Glück<sup>8</sup>

Die Aufarbeitung erfolgte auf unterschiedliche Weise, zu einem Ende kam keine. So wurde dieses Trauma zu einem Wegbereiter, auch wenn unsere Wege auseinanderliefen, was nicht zwingend gewesen wäre.

Denn diese Geschichte war anders als bei Franz (Hechenbergpfeiler/Abstieg), da war ich 25 und anders als bei Peter (Auckenthaler/Martinswand, allein) mit 18, es war im Unterschied zu diesen eine des **Überlebens**. Das trug sich fest ein, in meine Seele, in mein Denken und vor allem in meinen Körper als ein stilles Wissen über Leben als Gratwanderung auf einem hohen Energieniveau,<sup>9</sup> das im Überschuss gegründet sich verschwenden will und dabei unendlich stark und widerstandsfähig, zugleich aber auch äußerst zart und zerbrechlich ist. Auf welche Seite es jeweils gerät, hängt vom Zufall ab, mehr als vom Wollen, Wissen und Geschick, daher gibt es **auch keine Hellden – zum Glück**. Was es gibt, ist ein Zögern aus Demut, Sanftmut und Ehrfurcht, trotz allem weiterleben zu dürfen, obwohl Leben keinen Sinn hat, aber auch nicht sinnlos ist, sondern außerhalb des Sinns steht.

*„Zur Demut bin ich über den Übermut gelangt, aber das habe ich hart gelernt; den Mut habe ich dabei nie verloren, er ist für mich etwas Selbstverständliches. Der Mut hat sich jedoch nach Innen gekehrt, er hat sich dem Leben unterstellt, ist nun ins Leben eingebunden.“*

So fasst Michael heute zusammen, was damals im Frühherbst 1992 geschah und in dessen Nachklang er bis heute steht.

Das scheint aber die pädagogische Warnung „Übermut tut selten gut“ zu vergessen – die Wirkungen des Nachklangs mit seinem nie enden wollenden Echo. Darin drückt sich möglicherweise die strengste Form von **n Bildung aus**, trotz und wegen der Folgen entschieden **Ja** zu einem Leben zu sagen, das man – ohne Wenn und Aber – hat, jetzt hat. Das heißt auch, fortan nicht mehr nach dem Glück zu suchen, sondern es in Gleichmut zu nähren, damit ohne die Angst weiterzumachen ist, realitätsfest und irreversibel wandlungsfähig.

### Literatur

- Bataille, Georges (1999): Die innere Erfahrung nebst Methoden der Meditation und Postskriptum 1953. Atheologische Summe. Matthes & Seitz: Berlin (im franz. Original 1943/1953).
- Bataille, Georges (1985): Der Begriff der Verausgabung. In: Die Aufhebung der Ökonomie. Hgg. von Gerd Bergfleth. München, S. 6-31.
- Cramer, Friedrich (1997): Leben. In: Vom Menschen. Handbuch Historische Anthropologie. Hgg. von Christoph Wulf. Beltz: Weinheim/Basel.
- Jullien, Francois (2006): Sein Leben nähren. Abseits vom Glück. Merve: Berlin.
- Morin, Edgar (1974): Das Rätsel des Humanen. Grundfragen einer neuen Anthropologie. Piper: München (im franz. Original 1973).
- Peskoller, Helga (1999): BergDenken. Eine Kulturgeschichte der Höhe. Eichbauer: Wien (3. Aufl.).
- Peskoller, Helga (2008): überlebt. In: Paragrana. Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie. „Das menschliche Leben“. Band 17, Heft 2, S. 195-209.
- Serres, Michel (1993): Die fünf Sinne. Suhrkamp: Frankfurt a. M. (im franz. Original 1985)
- Sloterdijk, Peter (1988): Zur Welt kommen – Zur Sprache kommen. Frankfurter Vorlesungen. Suhrkamp: Frankfurt a. M.

<sup>8</sup> In Abwandlung des Buchtitels von Jullien 2006. / <sup>9</sup> Vgl. Cramer 1997